



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes

1901. * № 32.

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Seit der Werbung Hohenbergers ging Kaufsch mit einem so ernstem und gespannten Gesichtsausdruck herum, wie einer, der im Feindeslande auf dem Wachtposten steht, obwohl er sah, daß der zukünftige Schwiegersohn Eva ein Nestchen baute wie einer Fürstin, obwohl er selbst diesem Schwiegersohn eine Stellung verdankte, die er anders nie erreicht hätte. Was würde er erst für ein Gesicht machen, wenn er hörte, daß Hohenberger wieder zurücktreten wolle! Rudi fürchtete sich regelrecht, wenn er sich dieses Gesicht vorstellte.

So war es denn das einzige Ergebnis solcher jammervoll durchwachten Nächte, daß Jean sich am Morgen mit der Verjüngung seines Herrn doppelte und dreifache Mühe geben mußte und dem Uebelgelaunten seine Sache doch nicht zu Danke machte. Denn zaubern kann am Ende auch ein in allen Kniffen seines Handwerks noch so wohl erfahrener Kammerdiener nicht, und was Hohenberger verlangte, hätte höchstens ein Zauberer leisten können. Der verliebte und von der Eifersucht gefolterte Alte wollte durchaus wie ein Mann von fünfunddreißig Jahren aussehn.

„Nur bis die schreckliche Zeit vorbei ist,“ dachte er. „Dann ... dann sind wir ja verheiratet, dann ist alles gut. Die dummen Kerle bilden sich ein, ich werd' ein offenes Haus halten, damit jeder junge Heuschreck zu mir hereinhüpfen kann, so oft er will, mein Wein trinken, mein' Braten essen, meine Zigarren rauchen und vor allem meinem jungen, schönen Weiberl, meiner Evi, süße Augen machen und ihr's Köpfl verdrehn mit den Redensarten und Komplimenten. Hihhi ... die werden sich irren! So dumm ist der Hohenberger nit! Wenn der was Gut's hat, b'halt er's für sich selber. Wie die Tauberln werden wir leben, die Evi und ich, wie die Tauberln! Und ganz für uns! Was hat man denn von die G'fellschaften? Is doch immer dieselbe fade G'sicht. Freilich, einen Umgang muß der Mensch haben. Aber da nehmen wir uns kleine Leut' dazu, die sind viel anständiger und honetter wie die Reichen. D' Schwiegereltern und d' Fanny mit ihrem Mann — mit denen muß ich mich auf ein' guten Fuß stellen — und noch ein paar solche Leut'. Da wird sich keiner trau'n, ihr den Kopf zu verdrehn, der Eva. Und jeder wird ihr nur erzählen, wie gut sie's hat gegen andere. Herrgott, wenn's nur schon

so weit wär'! Wenn nur die ekelhafte Bräutigamszeit schon vorbei wär'!“

In dieser Gemütsverfassung begrüßte er die Nachricht, Fanny und Franz wollten eine ganz stille Hochzeit machen, mit Entzücken. Das war ganz aus seiner Seele gesprochen, ganz und gar. Auch er fand es lächerlich, eine große Festlichkeit zu veranstalten und sich die Leute eigens zusammenzuladen, die einen halb spöttisch, halb neidisch beguckten und mit plumpen Anspielungen ärgern. Das hieß ja das Heiligste im Leben geradezu profanieren. Er wollte auch eine stille Hochzeit haben. Freilich, ganz so einfach, wie Fanny sich das vorstellte, war's nicht zu machen. Vom Altar weg auf den Bahnhof fahren, das ging nicht recht. Aber aus der Kirche zu einem kleinen Dejeuner, bei dem niemand zugegen war als die Angehörigen und die Trauzeugen, und dann direkt auf die Bahn, das ging. Und so wollten sie's auch machen.

Aber beide Trauungen mußten auf einmal



Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst †.
(S. 252)

Nach einer Photographie von W. Kunze Müller,
Gesp. photograph in Baden-Baden.

erfolgen. Wie würde denn das aussehn, wenn von zwei Schwestern die eine am ersten Juli und die andere am zehnten heiratete! Es wäre ja geradezu ein Skandal. Er war

gerne bereit, da Franz seines Urlaubs wegen am Ersten heiraten mußte, es möglich zu machen, daß er sich mit Eva auch schon an diesem Tage trauen ließ. Und die beiden Trauungen sollten in der Botivkirche stattfinden.

Frau Kaufsch, mit der Hohenberger dieses Gespräch hatte, wurde ziemlich verlegen. „Lieber Schwiegersohn,“ sagte sie, „ich bin ja natürlich dafür. Aber die Fanny ... ich weiß nicht recht ... wegen dem Franz, wissen S' ...“ Sie verwirrte sich immer mehr und platzte endlich heraus: „Es sind doch so peinliche Sachen vorg'fallen.“

Hohenberger ließ aber nicht locker. „Daß die Evi mit dem Franz verlobt war?“ sagte er eifrig. „Aber liebe Frau Mutter! Ewig können sich die Leuteln deswegen doch nit aus'm Weg gehn, wenn der Franz jetzt die Fanny heirat't. Sie sind doch Schwager und Schwägerin. Und weil sie's nicht immer thun können, dürfen sie nit erst anfangen. Wenn über einer Sache Gras wachsen soll, muß man sie erst begraben.“

Frau Kaufsch sah ihren Schwiegersohn verblüfft an. Was hatte der nur? Er war ja so im Eifer, daß er ordentlich geistvoll wurde.

„Wenn's noch der Herr Neumeier selber wär', der sich so gegen mich stellt,“ fuhr Hohenberger fort, „das könnt' ich noch begreifen. Aber die Fanny! Die mußte mir doch eigentlich dankbar sein. Denn da sie sich so rasch mit ihrem Franz verlobt hat, ist es doch klar, daß die Leute schon früher innerlich zusammengehört haben, und die Beziehung des Herrn Neumeier zur Evi bloß ein bedauerndes Jertum war. Durch mein Dazwischentreten ist ja erst Ordnung in diese verwirrten Verhältnisse gekommen. Darum hat es mich sehr gewundert und beinahe gekränkt, wie ich von Ihnen hab' hören müssen, daß die Fanny mein Anerbieten — Sie wissen ja — so unfreundlich zurückweist. Ich hätte gerade von ihr eine bessere Behandlung verdient.“

„Lieber Gott,“ sagte die gute Frau, die nicht wußte, was sie antworten sollte, „das hab' ich mir ja alles schon längst gesagt und ihr auch. Aber sie is so komisch, die Fanny.“

„Wissen Sie was,“ meinte Hohenberger nach einigem Nachdenken, „ich glaub', ich hab' einen Fehler begangen. Die Fanny und ihr Bräutigam sind ja ein Herz und eine Seel', glaub' ich. Freilich kann ich das nicht recht beurteilen. Ich seh' die Leuteln so selten.“

„Aber freilich,“ bestätigte Frau Kaufsch,



Schreiber, chm.

Der Hafen von Emden. (S. 252)
Nach einer Photographie von Ludwig Krug in Emden.

der die Freude an dem Glück ihrer Kinder aus den Augen strahlte. „So was hab' ich noch gar nicht g'fehn, wie die zwei aneinander hängen. Mich schaubert, wenn ich dran denk', daß der Franz beinah' die andere g'heirat' hätt'.“

„Na also!“ sagte Hohenberger aufatmend. „Ich hätte mich schon lang mit Herrn Neumeier von Mann zu Mann aussprechen sollen. Der hätte dann auf die Fanny Einfluß genommen, und diese unheimliche Feindseligkeit hätt' aufgehört. Das muß ich jetzt nachholen. Sie richten das so ein, daß ich mit ihm allein reden kann in den nächsten Tagen, nicht wahr, liebe Mama?“

Frau Naufcher, der ja selbst nichts mehr am Herzen lag, als zwischen den Ihren ein möglichst ungetrübtetes Verhältnis herzustellen, sagte mit Freuden zu und richtete es sehr geschickt so ein, daß ihre beiden angehenden Schwiegersöhne schon am nächsten Tage über eine Stunde miteinander allein waren.

Franz war bei dieser Unterredung im Anfange etwas zurückhaltend. Hohenberger aber, dem es zur fixen Idee geworden war, er sei Evas erst sicher, wenn er ein erträgliches Verhältnis zu Fanny hergestellt hätte, setzte ihm so zu, daß der gutmütige, leicht zu lenkende Mensch seine Abneigung gegen den künftigen Schwager bald fahren ließ und zusagte, er wolle thun, was in seiner Macht stehe, um auch Fanny umzustimmen.

Hohenberger war seelenvergnügt über den Erfolg seiner Unterredung.

„Gott sei Dank!“ dachte er. „Jetzt muß ich nur noch, wenn wir erst verheiratet sind, der Evi eine Gesellschafterin anstellen, die mir alles sagt, was sie thut, wenn ich einmal nicht zu Haus bin, und dann können wir leben wie die Taubertln. Ganz zurückgezogen natürlich. Ganz zurückgezogen.“

18.

Am Tage nach seiner Unterredung mit Hohenberger machte sich Franz an die Erfüllung seines Versprechens. Er ging nach Tisch mit Fanny in die Stadt, um das Glasgeschirr des künftigen Haushalts einzukaufen. Fanny schien ausnehmend glücklich. Sie hing fest an dem Arme des Geliebten, lachte mehr als sonst und plauderte unerschöpflich.

Franz schien die Gelegenheit günstig. Aber die offene Straße mit ihrem hastigen, lärmenden Getriebe schien ihm doch nicht der rechte Ort für ein so wichtiges Gespräch. Er wartete also, bis sie an den Volksgarten kamen, und meinte dann: „Woll'n wir nicht ein bißel hineingehn? Es is so schön heut', und die Rosen blüh'n jetzt.“

„Aber gern!“ stimmte Fanny zu. „Es is

ja noch früh. Wir kommen zeitig genug wieder zurück, wenn wir auch jetzt eine halbe Stunde ausruhn.“

Franz wählte eine Bank in einer stillen Seitenallee des schönen Parkes, in der sie völlig ungestört waren. Höchstens ein Liebespaar schlenderte manchmal Arm in Arm an ihnen vorbei, und die hatten mit sich selbst genug zu thun.

Sowie sie sich gesetzt hatten, ergriff Franz Fannys Arm und begann: „Du Herzl, ich hab' gestern mit dem Hohenberger eine lange Unterredung g'habt.“

Sie sah ihn groß an. „Was hat er denn wollen von dir?“

„Ueber dich beklagt hat er sich.“

Fanny zuckte die Achseln und wollte von etwas anderem reden. Franz hielt aber an dem Gegenstande fest.

„Mußt nit böß sein, Fanny, aber ich glaub', er hat recht.“

Nun lachte das Mädchen hell auf. „Du bist doch immer der alte gute Kerl, Franz,“ sagte sie. „Wenn einer nur ein bißel freundlich zu dir ist, glaubst du gleich, er is dir gut, und wenn er dann was will von dir, kannst du nit nein sagen. Hat er nit von dir verlangt, du sollst mir den Kopf z'rechtsetzen?“

„Ja,“ gab Franz zu.

„So? Also ich soll freundlich sein zu dem Menschen, der meine Schwester nur heiratet, weil — weil's nicht anders geht? Und zu meiner Schwester, die dich mir erst g'stohlen und dann, wie sie was Besseres, wie sie glaubt, g'funden hat, dich wieder zurückg'stoßen hat, so daß beinah' ein Unglück g'schehen wär'?“

„Das is vorbei,“ sagte Franz ruhig. „Und ich glaub', wenn's der liebe Gott so eing'richtet hat, daß das Unglück vorbeigeht, so soll der Mensch sich bemühen, ihm's nachzuthun und seinen Haß auch vorbeigehn lassen.“

Er hatte ganz schlicht und einfach gesprochen, aber es lag ein Hauch von Seelengröße über den schmucklosen Worten und auf dem stillen, guten, nachdenklichen Gesicht des jungen Mannes, der Fanny zu Herzen ging.

„Du bist eine Seele von einem Menschen,“ sagte sie gerührt. „Glaubst du denn, du wirst mit der Eva umgehn können, ohne daß . . . ohne daß es dir peinlich wird?“

Er sah nachdenklich in den grünen Wipfel des Baumes, dem sie gegenüber saßen. „Ja,“ antwortete er dann. „Sie ist mir völlig fremd geworden in diesen paar Wochen. Und daß ich gar einmal mit ihr verlobt gewesen sein soll, kommt mir ganz unglücklich vor. Denn mir ist jetzt immer so, als wär' ich mit dir beisammen gewesen, seit ich denken kann.“

Das war Balsam auf Fannys heimliche

Wunden, die zwar nicht mehr bluteten, aber immer noch schmerzten.

„Na, dann will ich gut sein,“ sagte sie mit glücklichem Lächeln. „Es dauert ja auch nicht mehr lang. In vierzehn Tagen heiraten wir. Freust du dich drauf, Franzl?“ schloß sie neckisch.

Neumeier preßte sie stürmisch an seine Brust, ohne zu beachten, daß ein alter Herr, ein pensionierter Offizier offenbar, der seine Gicht in der warmen Sonne spazieren führte, eben die Allee herabkam und zu dem Anblick der zärtlichen Gruppe süßsauer lächelte.

Fanny bemerkte den Beobachter aber und entwand sich errötend dem Arm des Geliebten.

„Da kommt ja wer, du Wildling!“ schmolte sie. Franz blickte auf und sah den alten Herrn an, der eben steifbeinig an der Bank vorbeistelte.

„Was liegt dran!“ meinte er übermütig. „Der ärgert sich höchstens, daß die Zeit für ihn vorüber is. Soll ich mich nicht freuen? Heut' über zwei Wochen fahren wir — wir zwei nach Süden, die Eva mit ihrem Alten nach Norden.“

Fannys Gesicht verdüsterte sich. „Was? Mir scheint gar, du hast dich auf die gemeinsame Trauung breitschlagen lassen, Franz?“

„Bist du aber eine Scharfe!“ lachte Neumeier. „Der richtige Hausdrachen wird noch aus dir. Breitschlagen hab' ich mich grad nit lassen, aber ja hab' ich g'sagt. Unter der Bedingung natürlich, daß du auch ja sagst.“

„Ich sag' aber nein!“ antwortete das Mädchen fast heftig, und ihre Augen blitzten zornig auf. „Ich will mir meinen Hochzeitstag nicht verderben lassen dadurch, daß neben uns, am selben Altar und vom selben Geistlichen, auch die zwei eingesegnet werden.“

Der leidenschaftliche Ausbruch schüchterte Franz ein. „Wenn's mir recht ist, Fannerl . . .“

Das Mädchen stuzte erst; dann mußte sie lachen. „Schau einer, was du für ein Menschenkenner bist! Hat der Hallodri g'merkt, daß mich das g'freut hat, wie er zuvor g'sagt hat, die Eva is ihm fremd geworden, und jetzt spielt er's als Trumpf aus.“

Der junge Mann machte sich die gute Laune seiner Braut zu nuze und begann ihr eindringlich zuzureden. Er verstehe ihr Gefühl, er ehre es und habe vielleicht sogar ein ähnliches, und doch sei er dafür, den Vorschlag anzunehmen. Vor allem anderen um der Mutter willen, die ihr Herzblut hingeben würde, könnte sie damit die Eintracht in der Familie erkaufen. Dann der Leute wegen. Im Hohenbergerschen Kreise wie in seinem eigenen sei die Neugier ziemlich rege geworden. Die Leute redeten allerlei, was der Wahrheit nahe käme. Eine friedliche Doppelhochzeit würde das beste Mittel

sein, die spitzen Zungen zur Ruhe zu bringen. Schließlich aber, und das sei der Hauptgrund, müßten sie um Ewas willen nachgeben.

„Schau, Fanny, trotz allem, was g'schehen ist, ist die Eva doch deine Schwester: und deine Schwester geht in ein Leben hinaus, in dem es ihr vielleicht einmal sehr not thun wird, eine Stütze zu haben, jemand zu haben, der zu ihr gehört, zu dem sie Vertrauen haben und der ihr ein Rat geben, sie vor manchem, was sie sonst vielleicht thät, warnen kann. Wer soll das sein? Der Vater oder der Bruder? Wir Männer können einer Frau nicht das sein, was ihr eine Schwester oder eine echte Freundin ist. Außerdem ist der Vater zu alt und der Karl zu jung. Die Mutter? Du weißt, Fannerl, wie die ist. Verzagt und kleinmütig. Hat zu viel durchg'macht in ihrem Leben, die arme Frau. Also bist und bleibst du die einzige. Aber wenn du willst, daß die Eva einmal, wenn sie dich brauchen sollt', den Weg zu dir findet, so darfst du ihr diesen Weg nicht versperren. Und das thätest du, wenn du jetzt, wo die anderen uns entgegenkommen, so unverföhnlich wärst.“

Fanny gab schließlich nach. „Aber nicht wegen der Leut' oder wegen der Eva,“ sagte sie. „Was gehn mich die Leut' an! Und daß die Eva mich niemals um Rat fragen wird, weiß ich. Aber um der Mutter willen, und dir zulieb, Franzl. Wenn's wirklich einmal schief gehen sollt' mit der Eva, wärst du im stand', dir Vorwürfe zu machen, daß du mich nicht dazu gebracht hast, mich mit ihr zu vertragen. Du würdest dir einbilden, es wär' dann anders gekommen, und das will ich nicht.“

Diesmal sah sich Franz erst nach rechts und links um, ob kein unbequemer Spaziergänger in Sicht sei, ehe er Fanny in seine Arme nahm und zum Dank für ihre Nachgiebigkeit herzlich küßte.

„Du bist doch mein gutes Mädels, Fanny!“ flüsterte er ihr zu.

Sie lächelte ihn liebevoll an. Dann stand sie auf. „Komm, daß wir unsere Sachen besorgen und dann nach Haus fahren. Wir haben eine Menge Zeit verplaudert.“

Hohenberger legte, als Franz ihm Fannys Zustimmung mitteilte, eine solche Freude an den Tag, daß Neumeier sich im stillen wunderte. Fast hätte er den Erstaunten umarmt. Gegen Fanny war er, wo er ihrer habhaft werden konnte, von so übertriebener Liebenswürdigkeit, daß Eva ihn mehr als einmal forschend ansah und sich fragte, was der gute Mann wohl haben möge. Ihr scharfer Verstand kam der Wahrheit übrigens bald ziemlich nahe, und sie schüttelte spöttisch lächelnd den schönen Kopf.

„Was is denn in den Hohenberger g'fahren?“ fragte Fanny, die sich auf das Benehmen des künftigen Schwagers keinen Reim zu machen wußte, ihre Schwester einmal.

Eva antwortete geheimnisvoll: „Er zieht Wälle und Gräben um die Festung.“

Nun war Fanny allerdings so klug wie zuvor. Aber sie wußte aus Erfahrung, daß aus Eva nichts weiter herauszubringen war, wenn sie sich in solchen schwer zu enträtselnden Bildern bewegte. Und jemand, der nicht antworten wollte, weiter zu fragen, hatte keinen Sinn.

Die verwandtschaftliche Artigkeit Hohenbergers erschöpfte sich keineswegs nur in schmeichhaften Redewendungen und in Blumensträußen. Er strebte danach, wertvollere Beweise seiner guten Gesinnung geben zu dürfen.

„Schau n S', Fanny,“ meinte er einmal, „die Eva hat in vier Wochen reiten g'lernt. Sie ist schon ein paarmal in den Prater geritten mit mir. Wöchten Sie's nicht auch lernen? Ich stell' dann noch ein Damenpferd in meinen Stall, und wenn Sie Lust haben, kommen S' und reiten mit der Eva spazieren.“

Fanny schüttelte lachend den Kopf. „Aber was glauben Sie! Eine Postbeamtenfrau, die spazieren reitet! Die Frauen der Kollegen thäten mir ja die Augen austragen, das ist nichts für kleine Leute, Herr Hohenberger.“

Diese Ablehnung verstimmte Rudi so sehr, daß sich Fanny verwundert fragte, was ihm denn so sehr daran gelegen sein könne, eine PostoffizialsGattin beritten zu sehen.

Bei der anhaltenden Liebenswürdigkeit des künftigen Schwagers bangte sich Fanny beinahe vor seinen Hochzeitsgeschenken. Die konnten leicht so reichlich ausfallen, daß sie sie nicht annehmen durfte.

Ihre Besorgnis sollte sich in der That rechtfertigen; sechs Tage vor der Hochzeit kam Hohenberger nachmittags früher als gewöhnlich an — Rauschers saßen noch beim Essen — und sagte der Mutter etwas ins Ohr.

Frau Rauscher stand sofort auf und ging hinaus. Hohenberger nahm ihren Sessel ein und begann mit dem Vater ein eifriges Gespräch über Versicherungsangelegenheiten, das er so lange forspann, bis an die Thür der Schlafstube der Eltern gepocht wurde. Auf das Signal wandte Hohenberger sich an Fanny. „Liebe Fanny,“ sagte er schmeichelnd, „da nebenan muß was los sein, weil's so klopft. Wollen wir nicht nachschauen gehen?“

Mit der peinlichen Empfindung „Jetzt kommt's!“ stand Fanny auf und folgte ihm ins Nebenzimmer.

Als Hohenberger ihr die Thür öffnete, sah sie die Mutter, rot im Gesicht vor Aufregung, hinter einem weißgedeckten Tischchen, auf dem die Gaben des Millionärs aufgebaut waren. Ein goldenes Armband mit Rubinen besetzt prangte da im aufgeklappten Stui, schweres silbernes Eßgerät für zwölf Personen und eine kleine stählerne Geldschatulle, auf der in zierlich eingelegter Schrift zu lesen war: „Freunde in der Not.“

Halb mechanisch schlug Fanny den Deckel zurück. Da lag auf einem Paket Wertpapiere mit Coupons eine blitzende neue Couponschere. Erschrocken fuhr sie zurück. „Das ist zu viel! Das kann ich nicht annehmen!“

„Aber Fanny!“ sagte Hohenberger empfindlich, „Sie werden mir doch das nit anthun?“

„Aber so viel...“

„Is ja gar nit viel!“ beschwichtigte sie Hohenberger. „Fünftausend Gulden. Was is das? Die Zinsen machen grad zweihundert jährlich — das is so viel, daß Sie Ihrem lieben Mann zu Weihnachten und zum Geburtstag ein Präsent machen können, ohne daß Sie's von seinem eigenen Gelde zu nehmen brauchen. Und wenn einmal irgend ein Malheur passiert, dann is das kleine Kapital wirklich nit zu groß.“

Fanny hatte schon den Mund geöffnet, um ihre endgültige Ablehnung auszusprechen, aber eine merkwürdige Vision hinderte sie daran. Ein pausbäckiges, blauäugiges, lachendes Kinder Gesicht tauchte plötzlich vor ihr auf, das die Züge ihres Franzl und ihre eigenen in wunderbarer Verbindung zeigte. Sie wurde rot und verwirrt. Wie kam sie zu dieser merkwürdigen Vorstellung? Sollte die ihr sagen, daß ein Mädchen auf der Schwelle der Ehe um der Kinder willen, die ihm beschieden sein können, nichts ausschlagen darf, was sie für sich selbst nie annehmen würde?



Stadtrat Gustav Kaufmann in Berlin. (S. 252)
Nach einer Photographie von E. Bieber, Kopphotograph in Berlin.



Begebenheiten in Kiantshou: Weg nach Tsang K'on und Brücke bei Ober-Tsingtan. (S. 252)

Eie schwankte noch einen Augenblick. Dann trat sie auf Hohenberger zu und bot ihm die Hand. „Ich danke Ihnen!“ sagte sie bewegt.

Der Mann faßte die ihm dargebotene Rechte und küßte sie. Fanny glaubte zu fühlen, daß seine weichen Lippen zitterten.

„Und nicht wahr — wir werden gute Freunde sein?“ fragte Hohenberger dann fast demüthig.

Fanny nickte und machte, daß sie von ihm fortkam. Es war ihr fast unheimlich bei diesem Menschen, und sie war froh, daß ihn nun die anderen, Mutter und Vater und Karl, mit ihren gutgemeinten Vorwürfen, daß er da doch des Guten ein bißchen zu viel gethan habe, beschäftigten.

Sie trat zu Eva, die mit der kleinen Kathi an der Hand abseits am Gabentische stand;

Eva griff sofort nach dem Armbande und legte es um Fannys Handgelenk.

„Dein Bräutigam ist aber nobel!“ sagte Fanny, die blickenden Steine betrachtend.

Eva lächelte. „Nicht einmal das sollte er sein?“ —

Sechs Tage später fand die Trauung der beiden Paare in der Kapelle der Botivkirche statt.

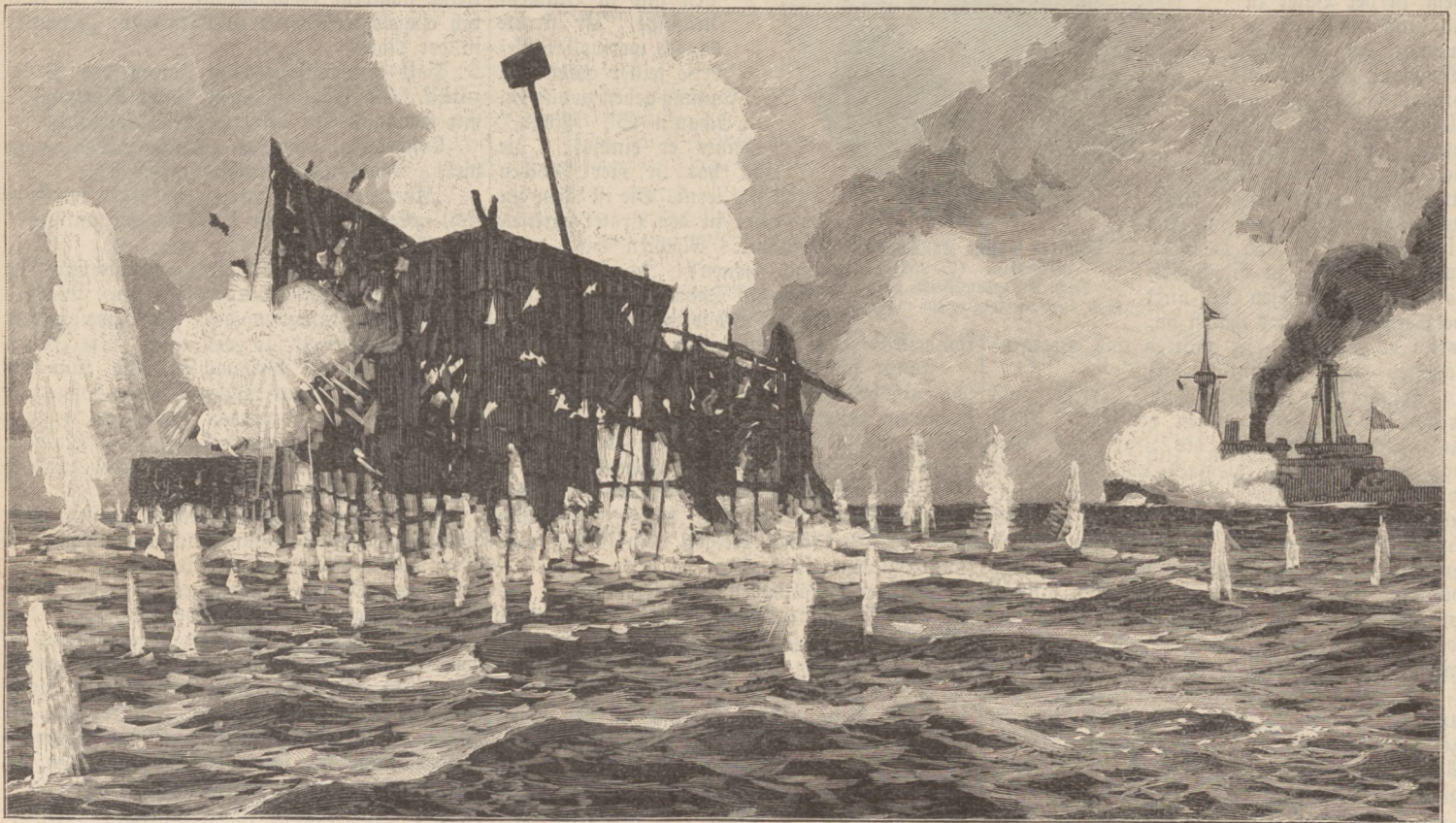
Hohenberger war während des weisevollen Altes sehr aufgeregt, Eva sehr schön und sehr ruhig.

Franz und Fanny standen so andächtig nebeneinander, als wäre der alte Priester, der sie zusammengab, der liebe Gott selbst. Man sah ihnen die Vorsätze und Gelöbniße, die sie im stillen für ihr künftiges gemeinsames Leben faßten, von den blassen Wangen und aus den strahlenden Augen ab.

Die Trauzeugen Hohenbergers, ein paar Herren aus dem Millionärsklub, verwandten kein Auge von Eva, die Freunde Neumeiers, Kollegen aus seinem Postamte, starrten den vornehmen Herrn, der der Schwager ihres Berufsgeoffen wurde, an. Frau Nauser vergoß reichliche Thränen, an. Frau Nauser verlegte die Zeremonie mit der heiligen Scheu, die der ledige Jungmann vor einer Trauung hat, und Kathert hatte den Finger im Munde und guckte mit großen Augen ein wenig bedrückt um sich.

Christian Nauser aber stand in strammer, soldatischer Haltung da und sah beobachtend von Eva zu Fanny, von Neumeier zu Rudi. Und je öfter er Eva und Hohenberger ansah, desto düsterer wurde der Ausdruck seines ein wenig groben, aber ehrlichen und männlichen Gesichts.

(Fortsetzung folgt.)



Scheibenschießen der deutschen Flotte.

Illustrierte Rundschau.

Im Hotel Duellenhof zu Nagaz starb Fürst **Ethelwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst**, der ehemalige Kanzler des Deutschen Reiches. Am 31. März 1819 in Rotenburg an der Fulda geboren, hatte Fürst Hohenlohe seine staatsmännische Thätigkeit als erbliches Mitglied der Kammer der bayerischen Reichsräte begonnen. Im Jahre 1866 wurde er bayerischer Ministerpräsident und im Jahre 1874 deutscher Botschafter in Paris. Nach dem Tode des Generalfeldmarschalls v. Manteuffel zum Statthalter in den Reichslanden ernannt, vertauschte er diesen hohen und verantwortungsvollen Posten nach der Verabschiedung des Generals Caprivi mit dem Amte des deutschen Reichskanzlers, von dem er im Herbst des verfloßenen Jahres aus Rücksichten auf seine Gesundheit und sein hohes Alter zurücktrat. — Seit der Eröffnung des Schiffsahrtskanals von Dortmund nach den Emsmäfen hat die im preußischen Regierungsbezirk Aurich (Ostfriesland) gelegene Stadt **Emden** als der Endpunkt jenes aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet nach der Nordsee führenden Wasserweges erheblich an Bedeutung gewonnen. Die **Hafenanlagen** sind beträchtlich erweitert worden, nachdem

schon vorher der Emsstrom durch Korrekionswerke und Baggerungen vertieft worden war. Durch entsprechende weitere Arbeiten soll das vor der Emdener Seeschleuse befindliche Außenwasser nunmehr vollends zu einem jederzeit selbst für die größten Schiffe zugänglichen Außenhafen umgestaltet werden. — Große Ueberraschung bereitete den städtischen Behörden und der Bevölkerung **Berlins** die Nichtbestätigung des zum zweiten Bürgermeister der Reichshauptstadt gewählten Stadtrats **Gustav Kauffmann**. Der seit dem Jahre 1898 als Mitglied des Berliner Magistrats im städtischen Verwaltungsdienst thätige Jurist wurde 1854 zu Stolp in Pommern geboren und trat bei den Reichstagswahlen des Jahres 1890 zuerst in das politische Leben ein, an dem er seither regen Anteil genommen hat. — Seit der vor drei Jahren erfolgten Besitzergreifung von **Kiantshou** durch Deutschland ist mit rastlosem Fleiße und mit allen verfügbaren Mitteln daran gearbeitet worden, diese junge Kolonie ihrer Bedeutung entsprechend auszubauen. Auch die letzten chinesischen Wirren haben kaum vorübergehend einen Stillstand dieser Arbeiten herbeigeführt. Außerordentliche Schwierigkeiten stellen sich infolge der Bodenbeschaffenheit und der Rücksichten, die auf die Entwässerung zu nehmen sind, namentlich dem **Wegebau** entgegen. Unsere Abbildung zeigt eine solche im Bau begriffene neun Meter breite Chauffee, die den Hauptort Tsingtau mit einem Nachbarort

verbinden soll und bei der es sich um sehr mühselige Arbeit im harten Felsgestein handelt.

Das Scheibenschießen der deutschen Flotte.

(Mit Bild.)

Bei den Schießübungen, welche die deutsche Flotte in der Ostsee abhält und bei denen schwimmende Ziele zur Anwendung kommen, handelt es sich nicht darum, die Durchschlagskraft der Geschosse zu erproben, sondern lediglich um die Feststellung, wie viele Treffer unter den jeweilig festgesetzten Bedingungen, die natürlich den wirklichen Gefechtsverhältnissen möglichst angepaßt werden, erzielt werden können. Das Ziel besteht aus einem großen, vorn und hinten zugespitzten und unter die Wasseroberfläche versenkten Ponton, auf welchem 5 bis 6 Meter hohe, mit schwarzgeteertem Segeltuch überzogene Balkengerüste aufgestellt werden. An einem langen, durch Korfstücke schwimmend erhaltenen Tau wird diese Scheibe mit einer Geschwindigkeit von etwa 15 Seemeilen durch das Wasser geschleppt, während das übende Geschwader unter mannigfachen Wendungen und Manövern, wie sie der Gefechtsplan erheißt, das ein feindliches Schiff darstellende laufende Ziel beschießt.

Humoristisches.

Das Geburtstagsgeschenk.

Nach Skizzen von W. Grögler.



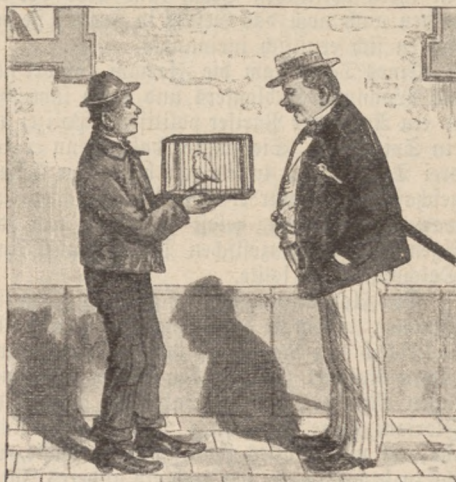
Herr Schwammerl ist in tiefes Nachdenken versunken. Heute ist der Geburtstag seiner lieben Ehehälfte, es handelt sich um eine passende Geburtstagsüberreichung.



„Die Hauptsache ist, etwas Neues, Originelles zu finden und — nicht zu teuer! Kauf' ich ihr ein Kleid, eine Jade oder dergleichen,“ kalkuliert Herr Schwammerl, „und ich errate ihren Gusto nicht — dann ist's gefehlt — und das Gebumm geht 's ganze Jahr nicht aus!“



„Ein Schmuckgegenstand — goldener Armreif, Brillantbroche wär' nicht ohne, aber diese Preise! Ne, geht nicht bei den schlechten Zeiten!“ jammert Herr Schwammerl.



„Ha! Ein Deus ex machina — der schöne Kanari, die prächtige Farb' — goldgelb — und was kann er alles? — Pfeifen, rollen, Wackel machen, Bussjerl geben, und kostet nur fünf Mark. Den kau' ich!“ ruft Schwammerl eifrig.



Nachdem er noch einen neuen Käfig für zehn Mark dazu besorgt hat, überreicht Schwammerl seiner Geliebten feierlich das Geschenk, welche über dieses originelle, zarte Angebinde ihre hohe Zufriedenheit kundgibt.



„Siehst, diesmal hast es erraten, so ein' Kanari hab' ich mir schon lang gewünscht!“ Herr Schwammerl benutzt diese fröhliche Stimmung seiner Gattin, um in seine Stammkneipe zu verduften zu einem sonnigen Geburtstagsfrühjoppen.



„Singen thut er zwar noch nicht, er ist halt noch fremd; a Wackel kriegt, Hansi, das wird dich auffrischen bei der Stye.“



Hansi stürzt sich mit einer wahren Leidenschaft in das Vad, doch scheint seine schöne goldgelbe Farbe darunter etwas zu leiden, sie zeigt allmählich ein undefinierbares Grüngelb, Grau, um



nach einer länger fortgesetzten Erfrischungskur in ein veritables Schwärzlgelbgrau überzugehen. „Ein Spak! Ein gefährdeter Spak!“ schreit Frau Schwammerl ihrem eben eintretenden Gatten entgegen. — Der Nest ist Schweigen.

Das Attentat.

Aus den Geheimakten der Pariser Polizei.

Von Ludwig Sallentien-Wever.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Chef der Pariser Polizei, Lagrange, saß an einem Frühlingstage des Jahres 1862 in seinem Bureau und überlas die Berichte, die aus den verschiedenen Bezirken der französischen Hauptstadt eingegangen waren. Für einen Uneingeweihten wären sie sehr interessant gewesen, Lagrange schien ihnen aber gar kein Interesse entgegenzubringen. Mißmutig flog sein Auge über das Papier, das allerlei Unglücksfälle, Raubversuche, Einbrüche, Selbstmorde und so weiter meldete. Alles das interessierte den Chef der Polizei wenig, denn dergleichen Dinge kommen täglich vor. Was er brauchte, war ein Attentat, ein politisches Verbrechen, eine Verschwörung gegen das Staatsoberhaupt, gegen Kaiser Napoleon III.

So sonderbar der Wunsch des Chefs der politischen Polizei erscheinen mag, so natürlich wird er dem vorkommen, der dieses Institut kannte und die Leute, die ihm angehörten. Lagrange selbst war ein abgeseimter Gauner, der mit großer Geschicklichkeit zuweilen Attentate inszenierte, natürlich nicht in der Absicht, den Kaiser wirklich zu töten, sondern nur, damit sie der Chef der politischen Polizei im letzten Augenblick „entdecken“ und Ruhm, Ehre, Beförderung und Geld dafür einheimfen konnte. Durch seine Mouchards*) hatte Lagrange in den letzten Jahren wiederholt dumme Teufel, die Gegner des Kaisers und des Kaiserreiches waren, zur Vorbereitung von „Verschwörungen“ verleiten lassen, die natürlich im letzten Augenblick stets „entdeckt“ wurden. Die armen Thoren, die sich von den Lockspizeln hatten auf den Leim locken lassen, wurden mit lebenslänglicher Deportation oder mit Zuchthaus bestraft, und der Chef der politischen Polizei erhielt vom Kaiser Orden und Geldgeschenke, welche letztere er zum Teil an seine Mouchards und Agenten weitergab. Den Löwenanteil strich er natürlich selbst ein. Wenn es sich um ein Attentat handelte, war außerdem der Chef der Pariser Geheimpolizei berechtigt, aus den ihm zur Verfügung stehenden geheimen Mitteln ungezählte Tausende aufzuwenden, und daß von diesen Geldern ein tüchtiger Bagen in seine Taschen und die seiner Agenten floß, ist selbstverständlich und altemäßig nach dem Sturz des Kaiserreiches nachgewiesen worden.

Lagrange wurde in seinem Nachdenken durch ein Klopfen an der Thür gestört, und die eigentümliche Art, in der geklopft wurde, besagte ihm, daß ihn einer seiner geheimen Agenten zu sprechen wünsche, und zwar in einer dringenden Angelegenheit. Er rief „Herein!“ und ein verhältnismäßig noch junger, elegant gekleideter Mann mit listigem Gesicht und etwas unstemem Blick betrat das Arbeitszimmer.

„Was bringen Sie, Sablonier?“ fragte Lagrange.

Sablonier that sehr geheimnisvoll. Er trat bis dicht an Lagrange heran und sagte flüsternd: „Ich habe etwas sehr Wichtiges. Ich glaube die Spur einer Verschwörung entdeckt zu haben.“

Sablonier hatte sich wiederholt ausgezeichnet, er gehörte zu den Leuten, die nur mit Nachrichten kamen, die wirklich etwas zu bedeuten hatten. Lagrange war daher freudig überrascht.

„Was haben Sie?“ fragte er und wies auf einen Stuhl, auf den sich Sablonier nachlässig niederließ. „Eine wirkliche Verschwörung?“

*) So nennt der Pariser die geheimen Agenten der politischen Polizei.

Das wäre ja ausgezeichnet! Berichten Sie! Berichten Sie!“

Sablonier zuckte die Achseln. Er schien nicht besondere Lust zu Enthüllungen zu haben.

„Ich wollte eigentlich zuerst zu Monsieur Fyrrpoix gehen, dem Chef der Tuilerienpolizei,“ sagte er dann. „Den interessiert die Sache eigentlich am allermeisten, denn ich glaube, es handelt sich um eine Verschwörung gegen die Person des Kaisers.“

Lagrange war wütend über diese Bemerkung Sabloniers, denn er wußte, daß dieser damit eine Erpressung verüben wollte.

Fyrrpoix, der Chef der Tuilerienpolizei, war der direkte Konkurrent von Lagrange. Auch Fyrrpoix setzte hin und wieder ein Attentat in Scene, um seinen Dienstfeiser zu zeigen und sich die Belohnungen zu sichern, die der Kaiser bei solchen Gelegenheiten mit freigebiger Hand auszustreuen pflegte.

Fyrrpoix und Lagrange waren Kollegen im Amte, beide hatten für die Sicherheit des Kaisers zu sorgen, daher die wütende Konkurrenz, die sich zu persönlichem Haß gesteigert hatte. Als Sablonier den Namen Fyrrpoix nannte, wußte Lagrange, daß er einen besonders hohen Preis für seine Nachricht fordern würde.

„Neben Sie keinen Unsinn, Sablonier,“ versetzte Lagrange anscheinend liebenswürdig. „Wenn Sie etwas Gescheites wissen, so zahle ich mindestens ebenfogut als dieser Geizhals Fyrrpoix.“

Sablonier lächelte. „Nun denn, es handelt sich um die Londoner Flüchtlinge.“

Lagrange biß sich wütend auf die Lippen. „Um die Londoner Flüchtlinge handelt es sich immer,“ rief er. „Das ist nichts Neues. In London leben alle Verschwörer gegen die Sicherheit des Kaiserreichs.“

„Sehr richtig, und sie sind augenblicklich wieder sehr rührig und haben einen ihrer Agenten hierher geschickt, eine der wichtigsten Personen, die, wie ich mit Sicherheit annehmen darf, ein Attentat gegen den Kaiser ausführen soll.“

„Wieviel wollen Sie haben?“ fragte Lagrange, der vor Ungebuld brannte und dem diese Attentatsangelegenheit sehr gelegen kam. Sablonier war bisher stets ein sicherer Mann gewesen, und es kam Lagrange nicht darauf an, in den Dispositionsfonds tief hineinzugreifen, um sich in den Besitz des kostbaren Geheimnisses zu setzen.

„Hm, Herr Fyrrpoix würde mir für die Nachricht mindestens zehntausend Franken zahlen.“

„Gut, ich gebe Ihnen fünfzehntausend, wenn etwas an der Sache ist.“

Sablonier lächelte befriedigt. „Die Floriani ist da. Sie hält sich seit vierzehn Tagen in Paris auf, und zwar so verborgen, daß es unserer Polizei niemals gelingen wird, sie zu entdecken. Ich jedoch weiß nicht nur ihren Aufenthaltsort, sondern ich stehe auch direkt mit ihr in Verbindung.“

„Die Floriani?“ rief Lagrange erstaunt. „Die gefährlichste Emiffarin der Londoner Verschwörerkolonie? Wenn die hier ist, so handelt es sich allerdings um wichtige Sachen. Haben Sie sich auch nicht geirrt?“

Sablonier nahm eine beleidigte Miene an. „Ich glaube, die Dienste, die ich der Polizei bisher erwiesen habe, waren derartig, daß man mir einen solchen Fehlgriß nicht zutrauen sollte. Außerdem war ich doch vor einem Jahre in Ihrem Auftrage selbst in London, um die Geheimnisse der dortigen Flüchtlinge aufzuspüren. Ich brachte Ihnen das Verzeichnis aller der Leute, die mit den Londoner Flüchtlingen von Paris aus in Verbindung stehen. Damals habe ich mit der Floriani persönlich

verkehrt und bin ihr jetzt ganz zufällig begegnet. Ein Irrtum ist ausgeschlossen.“

„Ich will Ihnen eine Anzahlung leisten. Wieviel?“

„Fünftausend Franken,“ erklärte Sablonier. „Sobald ich Sie mit der Floriani in Verbindung gebracht habe, und Sie sich selbst überzeugt haben, daß ein Attentat geplant wird, zahlen Sie mir noch zehntausend.“

„Es ist gut. Wo kann ich mit der Floriani zusammenkommen?“

„Heute abend in der Oper. Ich weiß, daß sie dieselbe besucht, ich habe selbst für sie den Platz besorgt und vorsichtshalber den Platz neben ihr ebenfalls genommen. Sie können ihn haben und auf diese Weise ganz zufällig Bekanntschaft mit der Floriani machen.“

2.

Signora Floriani war in der That in Paris. Diese Italienerin, die in politischen Verschwörungen schon in ihrer Heimat Uebung erlangt hatte, war eine Abenteurerin, die in London mit den französischen Flüchtlingen Fühlung gesucht und gefunden hatte. Als Sablonier im Jahre vorher im Auftrage der Pariser Geheimpolizei nach London gekommen war, hatte er auch die Floriani kennen gelernt. Er fand Gefallen an der Italienerin und diese an ihm. Sie glaubte in ihm einen Mann gefunden zu haben, der für die Zwecke der französischen Flüchtlinge wirken könne, denn Sablonier hatte sich in London für einen wütenden Gegner des Kaiserreiches ausgegeben. Außer dem Interesse für ihren politischen Beruf kam aber bei den beiden auch noch das Gefühl in Frage: sie ver liebten sich ernstlich ineinander.

Eines Tages kam die Floriani empört nach der Wohnung Sabloniers und sagte ihm, daß er ein Agent der Pariser politischen Polizei und ein Spizel sei. Sie wußte, daß, wenn er noch drei Tage länger in London bleibe, er beiseite geschafft werden würde. Unter den Verschworenen war schon darum gelost worden, wer den Agenten der französischen Polizei durch einen Dolchstoß töten sollte.

Die Floriani verging sich gröblich gegen ihre Pflichten, indem sie den Mouchard warnte; aber sie liebte diesen Mann. Es kam zu einem dramatischen Austritt zwischen den beiden abenteuerlichen Menschen. Auch Sablonier gestand der Floriani seine aufrichtige Liebe und erklärte ihr, er würde alles thun, was sie wolle, um ihr zu beweisen, daß er noch ein anderes Interesse für sie habe, als das des Mouchards.

Durch die Floriani erhielt er dann eine gefälschte Liste der Leute, die angeblich in Paris mit den Londoner Flüchtlingen in Verbindung standen. Mit dieser Liste reiste er nach Paris zurück, blieb aber insgeheim mit der Floriani in beständigem Verkehre.

Natürlich hatte er seinem Chef niemals etwas von diesen Beziehungen erzählt. Er hatte die Liste sogar zweimal verkauft, einmal an Lagrange und einmal an Fyrrpoix, den Chef der Tuilerienpolizei.

Jetzt war die Floriani in Paris erschienen und hatte Sablonier erklärt, sie sei des abenteuerlichen und gefährlichen Lebens überdrüssig, wie er wahrscheinlich auch seines Spizeltums. Sie könnten gemeinsam einen Hauptschlag verüben, der ihnen so viel Geld einbrächte, daß sie sich in das Ausland zurückziehen und dort unbehelligt leben könnten.

Der Plan, den die Floriani dem Mouchard vortrug, war so verlockend, daß Sablonier ohne weiteres zustimmte. Lagrange sowohl wie Fyrrpoix sollten auf ihrem eigenen Gebiete und in den eigenen Schlingen gefangen und entsprechend ausgebeutet werden. Dazu hatten sich Sablonier und die Floriani verschworen.

Am Abend trafen Lagrange und die Floriani im Theater zusammen. Der Chef der politischen Polizei hatte vorsorglich das Bild und Signalement der Floriani eingestekt und überzeugte sich davon, daß er wirklich die gefährliche Verschwörerin vor sich habe. Er begann mit seiner Nachbarin ein Gespräch, und diese ging zwar erst zögernd, dann aber immer lebhafter darauf ein. Es war nichts Auffallendes und entsprach nur den Pariser Lebensgewohnheiten, daß der vermögende Pariser Kaufmann — als solcher hatte sich Lagrange der Floriani vorgestellt — nach dem Theater mit der interessanten Nachbarin zu Abend aß. Lagrange führte die Dame in ein elegantes Restaurant im Palais Royal, und während sie hier zusammen an einem kleinen Tischchen unter hundert anderen Menschen speisten, unterhielten sie sich ganz vortreflich. Die Floriani hatte selbstverständlich einen falschen Namen angegeben und that auch sonst sehr vorsichtig; Lagrange spielte den Pariser Kaufmann sehr gut. Es war eine köstliche Komödie. Er erzählte von seiner Vergangenheit und daß er viel Unglück in seiner Familie gehabt habe, kurz, spielte den vollendeten Biedermann.

„Als im Jahre 1852 der Staatsstreich Napoleons stattfand,“ so erzählte er, „verlor ich meinen Vater und meinen jüngsten Bruder. Der jetzige Kaiser nahm damals dreißig Millionen Franken aus der Staatsbank, bestah damit die Generale und Offiziere, ließ die Soldaten berauscht machen und dann auf das harmlose Publikum, das nichts von Widergesetzlichkeit gezeigt hatte, schießen. Mein Vater und mein armer Bruder passierten harmlos die Straße und wurden von den Kugeln der Mörder niedergestreckt. Wie Hunde hat man sie erschossen. Meine Mutter starb bald darauf vor Kummer und Gram. Ich ging ins Ausland und habe dort durch Spekulation mein Vermögen erworben. Seit zwei Jahren bin ich zurückgekehrt, denn der Zug des Vaterlandes war doch zu mächtig. Aber stets noch ergreift mich rasende Wut, wenn ich daran denke, was meine Familie erlitten hat durch jenen Meineidigen, der heute auf dem Throne Frankreichs sitzt.“

Er vergoß Thränen, wirkliche Thränen, der gute Pariser „Kaufmann“, und die Floriani amüsierte sich königlich, ließ sich aber natürlich nichts merken.

„Sie haben gewiß entsetzlich gelitten,“ sagte sie teilnahmsvoll. „Und doch sind Sie höchstwahrscheinlich jetzt ein Freund des Kaiserreiches. Das Kaiserreich ist die Ordnung, ist der Friede.“

„Wie!“ fuhr Lagrange auf, indem er seine Rolle weiter spielte, „ich ein Freund des Kaiserreiches? Können Sie glauben, daß ich bis zum letzten Hauche den Haß vergesse, den ich gegen den Kaiser empfinde? Er ist der Mörder meines Vaters und meines Bruders, indirekt auch der meiner Mutter. Rache, Rache an diesem Meineidigen, das ist mein einziger Gedanke, das ist es, was mich aufrecht erhält! Wenn die Erinnerung mich überwältigt, wenn sie mich zu Boden drückt, wenn ich vergehen möchte in qualvollem Schmerz, dann hält mich der Gedanke der Rache an diesem Mann aufrecht!“

Die Floriani reichte Lagrange die Hand und drückte sie warm. „Ich bedaure Sie unendlich, und ich verstehe Ihr Leid,“ sagte sie gefühlvoll. Aber bei dieser allgemeinen Lebensart blieb sie. Kein Wort, das sie hätte bloßstellen können, ließ sie sich entknüpfen.

Lagrange mußte zugestehen, die Frau war vorsichtig und ging nicht leicht auf den Leim. Um sich nicht verdächtig zu machen, brach er das Gespräch über dieses Thema ab. Er wischte sich noch einige Thränen aus den Augen, sah eine Weile recht betrübt darenin, dann aber wid-

mete er sich seinem Gast und versuchte nach Kräften, seine Dame zu unterhalten. Er begleitete sie, als sie das Restaurant verließen, und gestand ihr vor der Thür des Hauses, in dem die Floriani wohnte, ihre Gesellschaft sei ihm nicht nur ein Genuß, sondern auch ein Trost gewesen. Er bat sie um ein Wiedersehen, und die Floriani gestattete ihm, sie am übernächsten Tage aus dem Theater abzuholen.

Am nächsten Morgen besuchte Sablonier die Floriani, und beide freuten sich außerordentlich darüber, wie Lagrange auf den Köder angebissen, und in welcher Weise er den Lockspitzel gespielt hatte. Von der Floriani aber begab sich Sablonier direkt zu Lagrange, bei dem er sofort vorgelassen wurde.

„Nun?“ fragte er anscheinend neugierig. „Hatte ich recht?“

„Sie haben höchstwahrscheinlich recht, Sablonier. Sie sind ein Teufelskerl. Die Frau ist die Floriani. Sie führt etwas Großartiges im Schilde, denn sie ist auffallend verschlossen. Sie übernehmen ihre Bewachung, Sablonier! Liquidieren Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie sie keine Stunde aus den Augen. Uebermorgen abend bin ich wieder mit ihr zusammen. Aber nur reinen Mund gehalten, Fyrrpoix darf von der Sache nichts erfahren.“

Sablonier erhob seine Hand und sagte: „Von mir soll er nichts mehr erfahren, das schwöre ich bei allem, was mir heilig ist.“

Sablonier konnte diesen Eid sehr ruhig leisten, denn schon am Nachmittage vorher hatte Fyrrpoix von ihm alles erfahren. Auch Fyrrpoix glaubte, der alleinige Besitzer des Geheimnisses zu sein. Auch er hatte bereits eine Anzahlung bei Sablonier geleistet, und am selben Tage noch brachte Sablonier, dem auch von Fyrrpoix die Bewachung der Floriani anvertraut war, diese in einem Wagen in eine Privatgesellschaft, in welcher Fyrrpoix unter falschem Namen anwesend war, um ebenfalls die Floriani persönlich kennen zu lernen. Er stellte sich ihr als Kaufmann aus der Provinz vor, der sich eine Zeitlang in Paris aufhalten wolle, um hier den Kummer über den Tod seiner Frau zu vergessen. Fyrrpoix ging ganz anders in das Geschirr als Lagrange. Er ließ direkt durchblicken, daß er nicht abgeneigt sei, eine neue Ehe zu schließen. Schon bei der ersten Begegnung machte er der Floriani energisch den Hof. Er begleitete sie ebenfalls abends bis vor ihre Hausthür, und sie versprach am übernächsten Tage vormittags mit ihm einen Ausflug nach Versailles zu machen.

Am Abend war die Floriani nach Verabredung mit Lagrange zusammen, und wieder erzählte ihr der angebliche Kaufmann von seinem fanatischen Haß gegen das Kaiserthum und von seiner fast krankhaften Sehnsucht, sich zu rächen. Mit Vergnügen bemerkte er, wie die Floriani ihn vorsichtig über seine Verhältnisse ausforschte. Er erzählte ihr, daß seine Geschwister nicht in Paris lebten, daß sie durch ihn versorgt seien und er sich um niemand zu kümmern habe. Er lebe als Rentier, habe seine eigene, gut eingerichtete Wohnung und eigentlich keine andere Lebensaufgabe, als sich an dem Meineidigen auf dem Throne zu rächen.

Die Floriani war zwar wiederum sehr vorsichtig, machte aber doch einige Aeußerungen betreffs ihrer Bekanntschaften in London. Sie gestand zu, auch keine Freundin des Kaisers zu sein, ja einen tiefgehenden Haß gegen ihn zu empfinden, weil mehrere ihrer Freunde durch ihn unglücklich geworden seien.

Lagrange war sehr zufrieden mit den Erfolgen dieses Abends, brachte die Dame wieder bis zu ihrer Hausthür und bat sie hier um eine weitere baldige Zusammenkunft. Die Floriani aber wollte eine solche nicht ohne weiteres zu-

gestehen. Sie erklärte, sie sei nicht Herrin ihrer Zeit und bat um die Adresse des Kaufmanns.

Lagrange bewunderte die Klugheit der Frau, die nach seiner Ansicht zu prüfen gedachte, ob alles wahr sei, was er ihr gesagt hatte. Er gab ihr eine seiner vielen Adressen an und empfahl sich mit der Bitte, ihm baldigst eine Zusammenkunft bewilligen zu wollen.

Am nächsten Tage erschien Sablonier bei Lagrange, um ihm Bericht zu erstatten über das, was die Floriani angeblich tagsüber gethan hatte. Sie hatte nach seiner Schilderung Verkehr mit Leuten, die nicht direkt verdächtig waren, von denen man aber annehmen konnte, daß sie auch mit der Londoner Flüchtlingskolonie in Verbindung standen. Sablonier brauchte sehr viel Geld für seine Beobachtungen, aber Lagrange gab es mit vollen Händen. Auch Fyrrpoix bezahlte prompt. Die Sache ging so, wie die beiden Attentäter gegen die Majestät der Geheimpolizei es sich gedacht hatten.

3.

Nach zehn Tagen hatte Sablonier von jedem der beiden Polizeichefs die noch restierenden zehntausend Franken, zusammen also dreißigtausend Franken erhalten. Die Floriani war sowohl dem Pariser Geschäftsmann gegenüber, dessen Haß und Rachsucht gegen den Kaiser von Tag zu Tag wuchs, als auch dem Kaufmann aus der Provinz gegenüber mit Geständnissen herausgerückt. Lagrange hatte sie erzählt, daß ein Attentat von den Londoner Flüchtlingen geplant werde, und zwar vermitteltst mehrerer Operngucker. Sie zeigte dem Chef der politischen Polizei einen Operngucker, aus dem die Gläser entfernt waren, und der so eingerichtet war, daß man ihn mit einer Sprengmasse füllen konnte. Die Beschaffung dieser Sprengmasse kostete aber ein ganz ungeheuerliches Geld. Wie sie angab, waren die Verschwörer in London an der Ausführung ihres Planes bisher nur durch Geldmangel gehindert worden.

Der reiche Pariser Kaufmann zeigte sich begeistert von der Idee und erklärte, er wolle sich mit Kapital an der Sache beteiligen und sollte es ihm selbst sein Vermögen kosten. Die Floriani verlangte zwanzigtausend Franken, und Lagrange, außer sich vor Entzücken über das prächtige Attentat, zahlte ihr die Summe.*)

Mit Fyrrpoix spielte die Floriani ein ganz anderes Spiel. Sie ging auf seine Liebesbewerbung ein, sie wurde sentimental, schwärmerisch, und als eines Tages Fyrrpoix ihr seine Liebe gestand, sank sie ihm unter Thränen in die Arme und gestand ihm ebenfalls, daß sie ihn liebe.

Als Fyrrpoix aber am nächsten Tage zu ihr kam und sie in ihrer Wohnung aufsuchte, wozu er als Verlobter das Recht hatte, spielte sie ihm eine hochdramatische Scene vor und erklärte ihm endlich, sie müsse abreisen, sie dürfe ihn nicht mehr sehen.

Der angebliche Liebhaber drang mit Worten und Beschwörungen in die Floriani, ihm zu sagen, um was es sich handle, und endlich gestand sie ihm, daß sie leider Mitglied einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers sei, daß sie Fyrrpoix nicht angehören könne, da sie Verpflichtungen gegen die Verschwörer in London habe, und daß sie von diesen erbarmungslos ermordet würde, wenn sie von den Plänen, um derentwillen sie nach Paris geschickt sei, abließe.

Fyrrpoix spielte den Entsetzten, als er von einem Attentat gegen den Kaiser erfuhr, aber auch er ließ sich den Operngucker auf das genaueste zeigen, schien lange zu überlegen und bot endlich seiner Verlobten an, sie solle heimlich mit den Verschwörern in Verbindung

*) Altenmäßgig.

bleiben, ja, sie solle ihnen sogar Geld schicken, das er ihr besorgen wolle, damit die Leute glaubten, sie thue ihre Pflicht. Der liebende Kaufmann aus der Provinz versicherte, selbst wenn es viel, viel Geld koste, so läge ihm doch daran, die Frau, die er liebe, aus den Händen der Leute zu befreien, die über ihr Schicksal zu entscheiden hätten. Fyrrpoix spendete sogar fünfundsanzigtausend Franken, die den Verschwörern als Abfindungssumme gezahlt werden sollten.

Natürlich ließ er die Floriani auf das sorgfältigste überwachen. Es war selbstverständlich, daß Sablonier mit diesem Dienst beauftragt wurde, weil er ja die erste Nachricht gebracht hatte, die Floriani kannte, und weil Fyrrpoix ganz wie Lagrange um keinen Preis außer Sablonier noch einen Mitwisser des Geheimnisses haben wollte, um sich selbst den ganzen Ruhm der Entdeckung zuschreiben zu

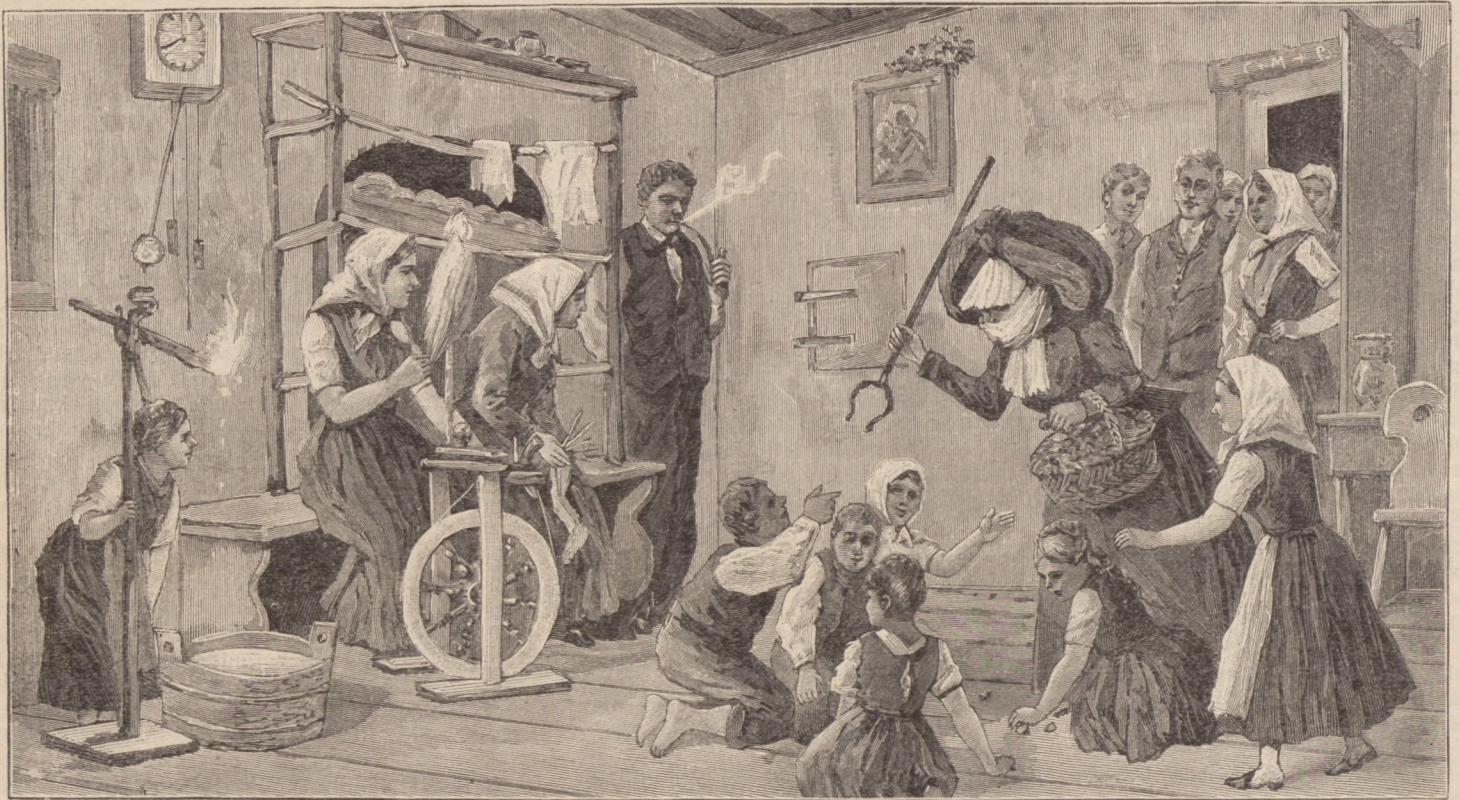
können, außerdem aber auch zu verhüten, daß der Konkurrent oder vielmehr Kollege irgend etwas von der Sache erfahre. Die Verschwiegenheit Sabloniers suchten sich beide durch weitere reichliche Geldspenden zu sichern.

Die Akten der politischen Polizei, die man nach der Niederwerfung des Kaiserreiches in Frankreich auffand, haben ergeben, daß das Gaukelspiel, welches die Floriani und Sablonier mit den Chefs der Pariser Polizei spielten, mehr als zweihunderttausend Franken gekostet hat. Die Verschwörer in London waren nämlich angeblich unerfättlich. Von Lagrange forderte Signora Floriani Geld, weil immer neue Experimente mit Sprengstoff notwendig waren, und von Fyrrpoix forderte sie Geld, weil sie angeblich wiederholt Drohbriefe von den Verschwörern erhielt. Von Fyrrpoix ließ sie sich außerdem reiche Geschenke an Schmucksachen und barem Gelde machen, und der „glückliche

Verlobte“ griff dann auch ordentlich in den Beutel.

Alle diese Summen, zu denen noch das Geld kam, das Sablonier verdiente und getreulich an die Floriani ablieferte, lag wohlverwahrt in der englischen Bank zu London, dort war es für alle Fälle sicher. Endlich aber waren alle Mittel erschöpft, um den beiden Polizeichefs noch weiter Geld zu entlocken. Das saubere Gaunerpaar verschwand eines Tages nach London.

Die Floriani und Sablonier hatten noch die Frechheit, von hier aus höhnische Briefe an die beiden Chefs der geheimen Polizei zu schreiben und diesen ausführlich mitzuteilen, wie sie betrogen worden waren. Die beiden Herren schwiegen selbstverständlich über die ganze Attentatsgeschichte, und erst in den geheimen Akten der Tuilerien- und der politischen Polizei fand man nach dem Sturz des Kaiser-



Die Perchtababa in Kärnten.

reiches die ellenlangen Rechnungen über die Kosten dieses Streiches. Nach dem Kriege konnten die Floriani und Sablonier unangefochten nach Paris zurückkehren und hier das Geld verzehren, das sie auf so geschickte Weise den beiden Polizeibeamten, Staatsrettern und Attentatsjägern entlockt hatten.

Die Perchtababa in Kärnten.

(Mit Abbildung.)

Perchta oder Perchta, das ist die Glänzende, hieß bei unseren Vorfahren in Süddeutschland die Sonnenschein und Regen spendende Gemahlin des Gottes Woban (sonst Frigg genannt), die als Hüterin der Ehe und des häuslichen Fleißes galt. Nach dem Volksglauben erschien sie alljährlich zur Zeit der Winter Sonnenwende mit ihrem Gatten auf Erden, um nach dem Nechten zu sehen. Und ein Ueberrest dieses uralten Volksglaubens ist der im Alpenlande Kärnten noch heute herrschende Brauch, daß am Dreikönigstage (6. Januar) in den Bauernhäusern eine phantastisch vermunnte Gestalt, die Perchtababa, erscheint, welche die fleißigen und folgamen Kinder mit Nupeln, Nüssen und den landesüblichen „Klehen“ (getrockneten Birnen) beschenkt, während sie den faulen und unartigen mit der Ofengabel wehrt, an dem leckeren Schmause teilzunehmen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 31:
Kommt der Mangel ins Haus, flieht die Liebe hinaus.

Streich-Rätsel.

Die Wörter eines Citats aus Schillers „Tell“ zählen zusammen zehn Silben. Von den letzteren ist der Reihe nach je eine in einem der nachstehenden Wörter:

Vordermann, Nebrastra, Scheveningen, Weidmannsheil, Gedentafel, Diander, Vorsichtsmäßigkeit, Unselbständigkeit, Einzug, Vorlehter enthalten. Es sind nur in diesen Wörtern die überflüssigen Buchstaben derart zu streichen, daß der Kernspruch in den einzelnen Silben zum Vorschein kommt. Wie lautet das Citat?

Auflösung folgt in Nr. 33.

Anagramm.

Ob sich's dem Land, dem Meer gefellt,
Des Menschen Bild es nicht erbellt.
Und ob des Wortes summer Tüll?
Rehrt manches Fahrzeug nie zurück.
Was ihm dann oft zum Opfer fällt,
Zeigt flugs es, auf den Kopf gestellt.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung der vierstibigen Charade in Nr. 31:
Papa, Mama, Nora, Panorama.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.